

Rede von Rektor Prof. Dr. Dieter Timmermann zum 25jährigen Bestehen des Vereins BAJ "Berufliche Ausbildung und Qualifizierung Jugendlicher und Erwachsener e.V." zum Thema „Zur Lage der Jugend“, 30.01.2009, 11.00 Uhr, BAJ/Tor 6

Sehr geehrte Frau Reckmann, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, meine sehr geehrten Damen und Herren,

das Thema „Jugend“ ist so unerschöpflich, dass es vermessen wäre, in wenigen Minuten mehr als Schlaglichter dazu bieten zu wollen! Das will ich im Lichte des BAJ-Jubiläums aber gerne tun.

Umfassendere Einblicke bekommen Sie nicht zuletzt über große Studien, an denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Bielefeld, wie Herr Hurrelmann, Herr Albert oder Frau Andresen, maßgeblich mitgewirkt haben, wie die Shell-Studien und die World Vision Studie zur Lage der Kinder in Deutschland.

Jugendlichkeit gilt in unserer Gesellschaft geradezu als universaler Wert und unabhängig vom Alter als erstrebenswertes Ideal. Schon wenn Sie das Jeans- und T-Shirt-Outfit vieler 65jährigen von heute mit dem der 65jährigen von vor 30 Jahren vergleichen, wissen Sie, was ich meine.

Die Adoleszenzphase, d.h. die Phase des Erwachsenwerdens, scheint sich – zumindest was Selbstfindungsprozesse angeht – immer weiter zu verlängern. Für die privaten TV-Sender scheint die Jugend heute exakt bis zum Alter von 49 Jahren zu gehen. Das ist nämlich nach Meinung der Marketing-Experten die Grenze der für Fernsehwerbung besonders Erreichbaren, und dabei werden alle bis zu diesem Alter mehr oder weniger in einen Topf geworfen. Selbstfindungsprozesse sind heute auch deshalb länger, weil dazu länger Zeit gelassen wird. Man bleibt oft so lange bei den Eltern wohnen, wie es nur geht. Dabei spielen nicht zuletzt bei Studierenden handfeste finanzielle Gründe eine wichtige Rolle.

Das geschieht aber auch, weil es so schön bequem ist. Eine in früheren Generationen als „natürlich“ empfundene Abstoßungsreaktion gegenüber dem Elternhaus, also der sog. Generationenkonflikt innerhalb der Familie, bleibt heute vielfach aus - einerseits weil oft genug zu Hause ausreichend Platz ist, andererseits weil der bei uns früher viel markantere Generationenunterschied sich verwischt hat. Viele Eltern kleiden sich nicht nur ähnlich wie ihre Kinder, sie verhalten sich auch längst nicht mehr so autoritär wie noch vor 40 Jahren. Das Verhältnis ist weniger hierarchisch, sondern eher partnerschaftlich, manchmal auch kumpelhaft oder durch ein „laissez faire“ gekennzeichnet, was möglicherweise auch seine Haken hat: Der Kabarettist Matthias Beltz meinte jedenfalls, Kinder von Eltern, die weniger Erzieher als Partner sein wollen, müssten später in Therapie, weil sie immer nur verstanden worden seien.

Vielleicht ist das Elternhaus aber auch ein Rückzugsgebiet, das Schutz vor der Welt „draußen“ bietet – eine Welt, die immer unübersichtlicher wird und damit oft als potenziell bedrohlich empfunden wird, insbesondere in Zeiten, in denen Ausbildungs-, Studien- und Arbeitsplätze knapp sind.

Zu dieser Unübersichtlichkeit gehört natürlich die Auflösung traditioneller Milieus mit ihren klaren Orientierungsvorgaben. In Deutschland begann diese Auflösung eigentlich schon mit Flucht und Vertreibung zum Ende des 2. Weltkriegs. Seitdem gibt es nicht mehr den typisch protestantischen Norden und den typisch katholischen Süden mit allen damit verbundenen Werten, politischen und sogar wirtschaftlichen Orientierungen. Diese erzwungene Neuordnung wird von Sozialwissenschaftlern aus heutiger Sicht als wichtiges dynamisches Element der weiteren Entwicklung jedenfalls im Gebiet der alten Bundesrepublik gesehen.

Arbeitsmigration und andere Globalisierungsphänomene haben die Gesellschaft inzwischen so bunt gemacht, wie es 1950 sicher kaum vorstellbar war, und auch Konflikte und Problemlagen erzeugt, auf die früher niemand gekommen wäre

Das Ganze hat aber eine Entwicklung nur beschleunigt, die ohnehin in Gang war. Von bestimmten Theoretikern werden Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile und damit der Abbau allgemein verbindlicher Orientierungsmuster als typisch „postmodern“ qualifiziert und mit dem Etikett des „anything goes“ versehen.

Der große Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann, zu dessen Gedenken wir heute Abend übrigens den hochdotierten Bielefelder Wissenschaftspreis vergeben, hat dagegen immer wieder betont: Die beschriebenen Änderungen und die damit erzeugte Unübersichtlichkeit sind gerade typisch für die Moderne, und die Bezeichnung „Postmoderne“ ist daher irreführend. Wie dem auch sei: Heute werden von jedem Einzelnen ganz andere und selbstständige Orientierungsleistungen fordert, als das in der traditionellen Gesellschaft erforderlich war, die die großen biographischen Linien und Wertorientierungen vorgab, z.B. durch die Kirchen, Gewerkschaften, Vereine u.a. Großorganisationen.

Kein Wunder, dass damit viele überfordert sind und dass Kinder und Jugendliche, die sozusagen per definitionem ihre Wege erst suchen müssen, hierbei besonderer Unterstützung bedürfen.

Welch entscheidende Bedeutung Bildung für Jugendliche und damit letztlich für eine funktionierende Gesellschaft hat, brauche ich hier nicht besonders zu betonen; Stichwort: „social cohesion“. Das Bielefelder Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung forscht u.a. auch in diesem Kontext und kommt hier seit Jahren zu sehr unbehaglichen Ergebnissen: Es hat dabei besonders schlecht ausgebildete junge Männer in strukturschwachen Gegenden der neuen Bundesländer im Blick; schlecht ausgebildet heißt dabei: keinen Schul- oder Berufsbildungsabschluss.

Es klingt sicher etwas klischeehaft und simpel, aber wenn der Lebensinhalt durch die eigene Perspektivlosigkeit und Frust bestimmt wird, ist unter den betroffenen Deutschen der Weg zu einfachen „Lösungen“ wie Gewalttätigkeit und Rechtsextremismus nun mal nicht weit – und das gilt sicher regionenunabhängig.

Man braucht auch gar nicht unbedingt bei solch extremen Beispielen stehen bleiben.

Die Konjunkturkrise wird dafür sorgen, dass Arbeitslosigkeit und alles was damit zusammenhängt, die Folgen für die einzelnen Betroffenen und ihre Familien wieder ein sehr viel dramatischeres Problem werden als in der letzten Zeit gedacht – wobei man ja auch da das Problem nicht wirklich im Griff hatte, schon gar nicht das der Jugendarbeitslosigkeit.

Gerade die heutigen Meldungen stützen diese Sorge! Das gilt leider insbesondere für Jugendliche „mit Migrationshintergrund“ und in ganz besonderer Weise für die männlichen Jugendlichen.. Ganz besonders beunruhigend ist, dass hier (in Deutschland und auch in Bielefeld) geborene Kinder ausländischer Eltern schulisch erfolgloser sind als selbst gerade eingewanderte Jugendliche. Das ist ein Indikator dafür, dass es gravierende Mängel bei der Förderung bestimmter Bevölkerungsschichten und der ihnen zugehörigen Kinder gibt – und das sind keine kleinen Gruppen.

Strukturell benachteiligt sind nach einer Erhebung von Klaus Hurrelmann etwa 20% aller Kinder und Jugendlichen in Deutschland, und dabei gibt es einen engen Zusammenhang zwischen Armut, geringer Qualifikation und Arbeitslosigkeit bei den Eltern und eigener Erfolglosigkeit in der Schule und bei der anschließenden Suche nach einem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz. Letzte Woche kam gerade die Meldung, dass die Kluft zwischen arm und reich erneut tiefer geworden ist, eine Entwicklung, die nun schon seit Jahrzehnten anhält. Es zeigt sich in aller Deutlichkeit, dass eine soziale Gesetzmäßigkeit, die vor allem in der US-amerikanischen Ungleichheitsforschung der 1960er, 70er und 1980er Jahre vertreten,

aber bei uns verdrängt wurde, nach wie vor wirksam ist, nämlich dass sich ungleiche Bildungs-, Berufs- und Lebenschancen von Generation zu Generation quasi vererben. Beobachtungen gelingenden sozialen Aufstiegs sind keineswegs die Norm, sondern die Ausnahmen (oft gefeiert), welche die Regel bestätigen.

Dabei trifft es erneut besonders die Migranten: Bereits 2010 wird jeder dritte (in Ballungsräumen sogar jeder zweite) Schüler einen Migrationshintergrund haben. Eine Hauptschule besuchen 44% der ausländischen, aber nur 19% der deutschen Jugendlichen, 17% der ausländischen Jugendlichen erreichen keinen Schulabschluss (8,5% bei den deutschen), 37% erwerben keine abgeschlossene Berufsausbildung (11% der deutschen Jugendlichen).

Der fehlende Schulabschluss ist der größte Mangel beim Einstieg in die eigene Erwerbsbiographie. 2006 wurde bekannt, dass in Ostwestfalen-Lippe die Quote der Schüler ohne Schulabschluss im Landesvergleich am geringsten ist, aber das ist ein schwacher Trost. Der Hauptschulabschluss ist bekanntlich längst keine Eintrittskarte mehr in geregelte Ausbildungsverhältnisse. Realschüler und auch Gymnasiasten haben die Hauptschüler aus breiten Segmenten des Ausbildungsmarktes längst verdrängt.

Dass unser dreigliedriges Schulsystem die negative Selektion fördert, ist schon lange kein Geheimnis mehr. Natürlich können andere schulische Verhältnisse keine Wunder bewirken, wenn man von der Weltwirtschaft abhängig ist. Aber dass die Hauptschule nicht mehr zu retten ist, haben Erziehungswissenschaftler schon vor 30 Jahren betont, meine eigene Lehrforschung Anfang der 80er Jahre kam zu diesem Ergebnis. Die Hauptschule ist inzwischen trotz aller Fördertheorie tatsächlich zur „Restschule“ geworden, in der sich diejenigen sammeln, deren Lebensperspektiven düster sind. Entsprechend stigmatisiert ist, wer die Hauptschule besucht und sich von da aus auf den Arbeitsmarkt begibt.

Und dass sich Resignation und Unmotiviertheit potenzieren, wenn man ihre Träger in einer Schulform konzentriert, sich das auszumalen, gehört wenig Phantasie. Hut ab übrigens vor denjenigen Lehrerinnen und Lehrern, die unter solchen Verhältnissen noch einen halbwegs funktionierenden Unterricht organisieren. Neulich hörte ich von einer Hauptschullehrerin aus Hannover, in deren Abschlussklasse 26 Schüler aus 24 Nationen saßen! Inzwischen ändert sich hinsichtlich der Hauptschule allmählich etwas in der deutschen Schullandschaft, und das interessanterweise nicht unbedingt entlang der traditionellen Frontlinien, an denen es z.B. die Gefechte um die Gesamtschulen gab.

Die Buntheit der Milieus, die wir heute in allen wirtschaftlich erfolgreichen Ländern erleben, ist wie so oft Problem und Chance zugleich: Kinder und Jugendliche lernen heute früh, dass es nicht den einen mehr oder weniger normierten Lebensentwurf gibt, dass das, was sie zu Hause erleben, nicht das alternativlos Richtige sein muss. Einerseits liegt darin die große Chance, Toleranz gegenüber Fremdem zu lernen, weniger durch wohlgemeinte pädagogische Anleitung als ganz einfach durch die alltägliche lebensweltliche Erfahrung der Selbstverständlichkeit des Andersartigen. Das funktioniert an vielen Stellen so sicher auch ganz gut. Als Vorbild sei hier Toronto in Kanada genannt.

Andererseits macht man es sicher zu einfach, wenn man grundsätzlich von der heilen Welt des Multikulturellen ausgeht – dazu hat es in den letzten Jahren schmerzhaft Lernprozesse gegeben. Identitätsfindung, wie sie für die Jugendphase so selbstverständlich wie notwendig zugleich ist, findet nun mal auch über Abgrenzung statt: Abgrenzung vom Elternhaus, von Autoritäten, aber auch von Gleichaltrigen, und da verlaufen die Grenzen auch entlang ethnischer Grenzen und sozialer Milieus. Zur Identität von In-Groups, zu dem, was „cool“ ist, können dann rassistische Vorurteile, Macho-Gehabe und Homophobie genauso gehören wie Präferenzen bei Musik und Kleidung.

Exklusion und Inklusion stehen in einem dialektischen Verhältnis: jede Gruppe, die sich zusammenfindet, bildet eine Grenze zu anderen, schließt also notwendiger Weise aus. Solche Phänomene werden um so intensiver, je mehr die Außenwelt als anonym, kalt und bedrohlich erfahren wird, und je weniger Chancen sie zu eröffnen scheint. Das ist dann der Humus, auf dem Parallelgesellschaften gedeihen, an die man – je hermetischer sie sind – mit sozialpädagogischen Mitteln nur schwer herankommt, obwohl auch das natürlich versucht werden muss. Noch der dumpfste jugendliche Rechtsradikalismus ist auch Protest gegen eine Welt, die einen – im Gegensatz zu den eigenen Kameraden – allein lässt, und deren Komplexität man sich dann auf simple Feindbilder und Ressentiments reduziert: Man ist, obwohl es einem sozial gar nicht besser geht, doch etwas Besseres als die ebenfalls gesellschaftlich alleingelassenen Migrantenjugendlichen, weil man weiß und „Arier“ ist.

Wem die Perspektiven fehlen, wer aus armen Verhältnissen stammt und keine Chance sieht, diesen Verhältnissen zu entkommen, der wird in erster Linie resignieren, sein Selbstbewusstsein und damit erst Recht den Antrieb, von sich aus etwas zu ändern, verlieren. Um so mehr – Sie ahnen es schon – gewinnen Einrichtungen Bedeutung, die dieser Resignation etwas entgegensetzen. Dabei spielt nicht nur ein sozialpolitisches Interesse eine Rolle, sondern durchaus auch ein volkswirtschaftliches: Trotz gegenwärtiger Krise – auf Dauer kann es sich eine Volkswirtschaft mit demografischen Perspektiven wie in Deutschland nicht leisten, Begabungspotenziale nicht auszuschöpfen.

Und das gilt übrigens nicht nur für die Jugendphase. Angesichts der sich rasant ändernden Lebensverhältnisse ist man auch im Berufsleben zusehends gezwungen, neu und umzulernen. Lebenslanges Lernen ist selbstverständlich aber nur möglich, wenn überhaupt eine berufliche Grundlage gelegt ist, auf die man dann aufbauen kann (und das gilt genauso selbstverständlich nicht nur für akademisch grundierte Ausbildungen). Ausschöpfung von Begabungsreserven heißt dann zugleich, die Barrieren zwischen nicht-akademischem Beruf und einer akademischen Weiterqualifikation abzubauen.

Dass man mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung bei uns bis vor kurzem ohne Abitur oder Fachabitur nicht studieren konnte, ist ein großes Manko, das in vielen anderen Ländern vermieden wird. Dies ist übrigens auch ein sinnvoller Weg, den fatalen engen Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft aus begüterten Schichten und höherer Bildung zu durchbrechen.

Aber: berufliche Erfahrung allein reicht nicht; Hochschulen, insbesondere Universitäten müssen ihres Auftrags wegen bestimmte Standards kognitiver Art erst verlangen und erwarten.

25 Jahre BAJ – das sind 25 Jahre Perspektiven für junge Leute, die sonst mit hoher Wahrscheinlichkeit resignieren würden. Mit Projekten wie diesem beweist die Gesellschaft, dass sie niemanden allein lassen will, der seinerseits bereit ist, sich aus ungünstigen Ausgangslagen im wahrsten Sinne des Wortes herauszuarbeiten, ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Die für diese Arbeit wichtigen Eckdaten in unserer Region weichen übrigens vom Landes- und Bundesdurchschnitt ab. Ostwestfalen-Lippe ist eine Region mit vergleichsweise junger Bevölkerung, deren Einwohnerzahl durch Zuzug in den nächsten Jahren nicht zurückgehen wird.

Dieser demografisch eigentlich erfreulichen Tatsache steht das Faktum gegenüber, dass viele junge Menschen auf den Arbeitsmarkt drängen werden, und es ist zu befürchten, dass das trotz unserer stark mittelständisch und damit beschäftigungsfreundlich strukturierten

Wirtschaft mehr sein könnten als die Unternehmen Ausbildungsplätze und später Arbeitsplätze zur Verfügung stellen werden. Besonders bedenklich ist in diesem Zusammenhang der Lehrstellenmangel, wobei die Verhältnisse in Bielefeld als besonders schwierig eingeschätzt werden. Um so wichtiger, dass es Einrichtungen wie den Verein BAJ gibt!

Diese Feststellung gilt auch für die Zukunft, denn die Bedarfe werden nicht weniger. Bemerkenswert ist, dass es schon früh unter den arbeitsmarkttechnisch vergleichsweise beschaulichen Verhältnissen der alten Bundesrepublik in Bielefeld das Bedürfnis gab, etwas für die Berufs- und Lebensperspektiven benachteiligter Jugendlicher zu tun und dass daran ein breites Bündnis gesellschaftlicher Gruppen und Institutionen beteiligt war und ist. Der Verein BAJ hat sich mit seiner großen Mitarbeiterzahl und seinen zahlreichen Sparten und Projekten in diesen 25 Jahren eindrucksvoll entwickelt, nicht zuletzt als man in die großartigen Räumlichkeiten des Tor 6 einziehen konnte.

Phantasie, Engagement und die Bereitschaft, unkonventionelle Wege zu gehen, haben zum Erfolg geführt. Ein wichtiger Faktor ist dabei die enge Zusammenarbeit von Bereichen, die in der Regel wohl unkoordinierter agieren würden. Wir sehen hier eine besondere Form der Public-Private-Partnership. Bemerkenswert ist auch, dass es sich hier nicht um eine von der Praxis abgeschottete Qualifizierungsinstitution handelt, sondern dass es eine unmittelbare Verflechtung mit der Wirtschaft als potenziellem späteren Abnehmer der Absolventen gibt. Und: Der Verein sucht Bündnispartner aus allen nur denkbaren Bereichen und zeigt Offenheit auch gegenüber der Universität. Es freut mich sehr, dass seit einiger Zeit ein wissenschaftlicher Beirat des Vereins besteht, dem Kolleginnen und Kollegen aus der Universität angehören. Solche Kontakte nach außen tun auch der Universität gut und werden für uns immer wichtiger! Es ist gut, wenn wir als Universität mit unserem Wissen hier vor Ort in der Stadt ganz konkret die Chance haben, zu beraten und durch unser Wissen Dinge nach vorn bringen können. Auch das gehört zur Wissenschaftsstadt Bielefeld.

Meine Damen und Herren, wenn es noch mehr Einrichtungen wie den Verein BAJ und vergleichbare Institutionen gäbe, sähe die Lage der Jugendlichen – und gerade derjenigen, die die Hilfe der Gesellschaft ganz besonders brauchen, erheblich besser aus! Ich gratuliere allen Vereinsmitgliedern und Mitarbeitern sehr herzlich zu diesen 25 Jahren und wünsche Ihnen allen weiterhin eine erfolgreiche Arbeit!